

# Eigen-sinnige Theologie

■ FRANZ JOSEF WEISSENBÖCK

**Habent sua fata libelli, Bücher haben ihre Schicksale. Manche Bücher kommen zu früh, manche zur rechten Zeit, andere zu spät. Raphael Schultes gewichtiger Band über „Die Herkunft Jesu Christi“ kommt spät – und kommt doch zur rechten Zeit.**

Schon vor vier, fünf Jahrzehnten trug sich der Autor mit Publikationsplänen, zu einer Zeit also, als Theologie und Bibelwissenschaft im Zusammenhang mit dem II. Vatikanum einen Boom erlebten und weit über kirchliche Kreise hinaus auf Interesse und Sympathie stießen. Insofern kommt das Buch zu spät. Andererseits hat es in den Jahrzehnten seither eine massive Verfestigung gegeben. Der „Geist der Schwere“ (Nietzsche), der Institutionen innewohnt, hat jegliche Re-Formation kirchlichen Denkens und Handelns zum Erliegen gebracht, und zwar beiderseits der innerkirchlichen Frontlinien. Insofern kommt das Buch zur rechten Zeit, weil es dazu beitragen könnte, den Blick auf die Quelle zu richten.

## Hart am Text

„Die Herkunft Jesu Christi. Verständnis und Missverständnis des biblischen Zeugnisses“ lautet der volle Titel, und der Untertitel kündigt „eine theologie-kritische Besinnung“ an. Nach Lektüre der über 700 Seiten kann man, wenn auch ein wenig erschöpft, sagen, dass der Text hält, was der Titel verspricht. Raphael Schulte OSB, der von 1971 bis 1995 in Wien Dogmatik lehrte, verlangte stets sich selbst und seinen Hörern Genauigkeit ab. Er tut dies auf eine eigen-sinnige, ja gelegentlich geradezu störrisch wirkende Art, ohne Rücksicht auf große Namen und vermeintlich gesicherte Traditionen. Er bleibt hart an den Texten, die etwas über die Herkunft Jesu Christi

aussagen. Im Einzelnen untersucht er das erste Kapitel des Matthäusevangeliums, die ersten beiden Kapitel des Lukasevangeliums, Gal 4,4f, Röm 1,3f, Phil 2,5–11, und den Johannesprolog.

Nach genauen philologischen Analysen, die in eigene Übersetzungen münden, legt Schulte Deutungen vor, die im Ergebnis manche vertraute Formulierung und vermeintliche dogmatische Gewissheit gut begründet in Frage stellen, ja dezidiert verwerfen. Originalton Raphael Schulte, zusammenfassend (S. 471 f): „Für einige dieser Wendungen hat sich in unserer Einsichtnahme gezeigt, dass sie jedenfalls für die verbindliche *Erstauslegung* schlicht unangebracht sind, da sie etwas aussprechen, das der entsprechende ntl Text überhaupt nicht aussagt, das vielleicht im besten Fall als impliziert mit-ausgesagt anzusehen ist. Dazu gehört sicher die (Miss)Bildung ‚Jungfrauengeburt‘ und ihre ganz selbstverständliche Verwendung im exegetischen wie theologischen Darlegungen. Diese Unangebrachtheit erweist sich auch für alle mit ‚Jungfrauengeburt‘ zusammenhängenden Aussagen und darin verwendete Wörter und Begriffe wie ‚jungfräulich‘ u.a.

Auch für ‚Präexistenz‘ hat sich erwiesen, dass es ein späterer philosophischer Terminus ist, der dem in der Bibel Ausgesprochenen einfach nicht entsprechen kann. ...

Der Ausdruck ‚Inkarnation‘ kann als von Joh 1,14 hergeleitet angesehen werden; doch ist diese Wendung sicher nicht text-gerecht und im Grunde absolut unbrauchbar ...“



Raphael Schulte: Die Herkunft Jesu Christi. Verständnis und Missverständnis des biblischen Zeugnisses. Eine theologie-kritische Besinnung. 763 Seiten, € 71,- (A), ISBN 978-3-402-12972-2 Aschendorff Verlag Münster 2012.

■ Die Auslegung der Schrift erfolgte und erfolgt bei den meisten Kommentatoren auf der Grundlage späterer Dogmatisierungen.

### Jahwe, neu übersetzt: Ich bin dein

In guter biblischer Tradition, in der Namens-Aussagen Person-Wesens-Aussagen sind, übersetzt Schulte auch den Jahwe-Namen neu: Nicht „Ich bin der ich bin“ (wie die Septuaginta), sondern „Ich bin dein/euer“ – weil Jahwe nicht ein philosophisches Konzept ist wie theos-deus-Gott, sondern personale Wirklichkeit in der Begegnung des Sich-Schenkens. Demgemäß lautet auch die richtige Übersetzung des Namens Jesu nicht „Gott rettet“, sondern „Jahwe rettet“. Jesus ist Jahwe-Sohn, die ihm begegnen, begegnen Jahwe – und von daher hält Schulte die Entwicklung christologischer Hoheitstitel „im allerersten Urchristentum“ schlicht für „absurd“ (S. 611 f).

Zu jeder Zeit lesen die Menschen die Bibel als Kinder ihrer Epoche, aus ihrem Blickwinkel und mit ihrem spezifischen, zeitbedingten Vorverständnis. Das ist nicht mehr als eine Binsenweisheit. Gleichwohl ist es Schulte als Verdienst zuzurechnen, dass er auf ein damit verbundenes Problem hartnäckig aufmerksam macht: Die Auslegung der Schrift erfolgte und erfolgt bei den meisten Kommentatoren (und Schulte setzt sich mit vielen der anerkanntesten Autoren kritisch auseinander!) auf der Grundlage späterer Dogmatisierungen. Dies scheint umso aufregender, als es hier ein Dogmatiker ist, der den Biblikern in deren Revieren die Leviten liest. Hier fallen gelegentlich recht harte Worte: Schulte schreibt über „erschreckende Gleichgültigkeit“ gegenüber der tatsächlichen Aussage, verwendet Ausdrücke wie „würdelos“, „unangebracht“, „entwürdigend“, „indiskutabel“, „unerträglich“. Er wirft ihnen vor, nicht aus der Bibel etwas heraus, sondern vielmehr etwas in sie hinein zu lesen, was vielfach keine Begründung im Text habe und nur der Phantasie entsprungen sei (z.B. S. 524). Dies ist im Grunde der Zugang der evangelischen Kirchen: Nicht die Schrift(auslegung) hat sich nach der Tradition (d.h. nach dem Lehramt) zu richten, sondern die Tradition muss sich an der Schrift messen lassen.

### Offene Offenbarung

Alles das bewirkt beim engagierten Leser etwas wie Befreiung. Es weckt andererseits aber auch Wünsche, die Schulte allerdings unerfüllt lässt. So setzt er sich zwar akribisch mit den Bräuchen und Regelungen in Bezug auf die Ehe zur Zeit Jesu auseinander und verwirft von daher z.B. den Begriff „Verlobung“ bezüglich Josefs und Marias. Auf der anderen Seite aber wirkt die Bibel wie eine vom Himmel gefallene Offenbarung und nicht wie das Ergebnis eines über Jahrhunderte sich hinziehenden Prozesses, der in der Kanonisation bestimmter Schriften ein – vorläufiges? – Ende gefunden hat. Da hätte man sich doch auch ein paar Seiten über des Autors Verständnis von „Offenbarung“ gewünscht; denn der gern bemühte Gedanke des Geschenks der Offenbarung lässt die Frage unbeantwortet, ob es nicht doch immer der Mensch sei, der Offenbarung Gottes, ob als Geschenk und Angebot oder als Überwältigung, erfahren und wahrnehmen müsse.

Bei einem Autor, der es mit dem Wort zurecht so genau nimmt, seien auch ein paar Punkte nicht verschwiegen, die wohl eher dem Verlag anzukreiden sind. Da sind zum einen die allzu zahlreichen Druckfehler, zum Teil sogar sinnstörend. So ist z.B. (auf S. 230) vom „Todsein“, die Rede, wo nur „Totsein“ gemeint sein kann. Dazu kommen unnötige Neologismen wie „offendecken“, wo offenlegen oder aufdecken reichen sowie merkwürdige Steigerungsformen wie „selbstverständlich“ und „offenst“. Vielleicht hätte ein aufmerksames Lektorat auch für die Bereinigung allzu vieler Doppelungen – im Text, in den Fußnoten, in den Exkursen und in der Textsammlung – gesorgt. Für den Leser hilfreich wäre zudem eine graphische Unterscheidung zwischen dem Text des Autors und den oft langen Zitaten anderer Autoren gewesen.

Habent sua fata libelli? Schultes Werk, diesem im besten Sinn Stück eigen-sinniger Schriftauslegung und Theologie, ist zu wünschen, dass es wirksam werde und Frucht bringe. ■